

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zur
„Idsteiner Zeitung“.

Verlag von Georg Brandpierre, Idstein.

Deutschland .. Deutschland über Alles!

Kriegsroman von Heinrich Rentsch.

(Fortsetzung.)

6

rau Mine Scheidebert stand in der großen, blankgeputzten Herrschaftsküche und packte die Wollfächer zusammen, die morgen früh mit dem Wilschwagen, den längst aus dem achtzehnjährigen Vorknechtsohnes blonde, stramme Mariell kutschierte, sollten. Sie hatten hier alle fleißig gearbeitet. Keine Hand war müßig geblieben, in die Werktagsarbeit getan war. — Diese Arbeit war Feiertagswerk und jeden einzelnen wie eine Belohnung für den harten, schweren, verwerflichen Tag, denn die Entscheidung war immer nicht — weder in Ost noch West — gefallen. Aus dem Osten hörte man dann wann näheres. Es standen ja noch die Birawoer Kinder vor Warschau und der Pfarrerssohn als junger Leutnant der Kadettenzeit drüben bei Ostende. Walter Scheidebert befand sich vor Berlin und der Gutsherr war, als seine letzte Pflicht hier eintraf, kaum 100 Kilometer von Paris entfernt gewesen. Darüber nun schon wieder drei Wochen vergangen. Wenn Minchen Scheidebert sich vergegenwärtigte und dazu das stille, versteinerte Gesicht der gnädigen Frau, oben in einer der wenig benutzten Kabinen fast den ganzen Tag mit dem emporgeschobenen Gliedern fror, dann ließ ihr der Herzschlag stoßen! Es war Elend, dies alles mit anzusehen. Und nicht helfen zu können, denn Frau de Schwertfeger wies jeden Trost schroff kühl weit von sich. Sie kümmerte sich um ihre Knaben, schrieb auch wohl, wenn sie längst keine Nachricht von dem Knaben erhielt, pflichtgemäß weiter die



Ein Beobachtungsposten am Scherenferrohr.

Das wichtigste Amt der kämpfenden Truppen hat u. a. auch der Beobachtungsoffizier, der sich meist hinter irgend einer Deckung mit seinem Scherenferrohr postiert, um dort seine Beobachtungen anzustellen und diese sofort durch das in der Nähe befindliche Telephon an das Kommando weiterzugeben. Hier sehen wir einen derartigen Beobachtungsposten in gut gesuchter Deckung auf dem strohgedeckten Dache eines Bauernhauses im flämischen Belgien.

kurzen karglichen Kartenberichte und wartete. Sie konnte nicht verwinden und vergessen, daß der Mann, von dessen Liebe zu ihr sie so felsenfest überzeugt gewesen, daß ihr sein Fest zuweilen nicht mehr als etwas so Wertvolles wie am Anfang erscheinen wollte, sie einfach fortgeschoben hatte, um einer Sache willen, die ihm wertvoller erschien als sie selbst! Sie war auch sonst stumpf geworden, empfand keine Furcht an dem Gedanken an das so lange schon vorausgesagte Eindringen des Russenfeindes. — Möchte er doch kommen. Sie selbst blieb ohnehin nicht mehr lange. Sie wollte fort, nach Berlin! Es mußte doch noch ein Mittel geben, um sie aus dieser Stumpfheit emporzureißen und wieder zu einem warmblütigen und empfindungsvollen Menschen zu machen.

Und sie erhob sich aus dem alten, steifelnigen Stuhl, trat von dem Fenster des Giebelzimmers, das ihr einen weiten Blick in die Ferne ermöglichte, zurück und schickte sich an, nach unten in die Küche zu gehen, um Minchen Scheidebert von ihren Vorsätzen zu sagen. Die hörte sie ganz stumm und verwundert an. „Fort wollen Sie, gnädige Frau? —“

Jetzt hier weg.“ Das ging über ihr Begreifen; die andere wurde ungeduldig.

„Nun ja, warum nicht? Finden Sie etwa, daß ich hier durchaus nötig bin? — Geht der Haushalt nicht prachtvoll ohne mich weiter? Wird nicht überhaupt alles fertig, ohne daß ich auch nur einen Gedanken an Einzelnes verschwende?“ Sie wußte nicht, daß eine stumpfe, klagende Bitterkeit aus ihren Worten redete. Aber die einfache, warmherzige Frau vernahm den Schrei und schwor sich, ihr zu helfen. Es war ihr nur noch nicht ganz klar, womit dies geschehen konnte.

„Sie stricken doch auch, gnädige Frau,“ sagte sie endlich leise, wie tröstend. Die schlank blonde Frau, die jetzt noch viel größer und aufrechter erschien, stieß ein hartes Lachen aus.

„Jamohl, ich stricke! Genau so schlecht und recht, wie die Katenkinder vom zwölften Lebensjahr an! Wollen Sie wirklich behaupten, Ramsell, daß ich dies schwere, verantwortungsvolle Amt nicht auch in Berlin, in meinem lieben, herrlichen Berlin, fortsetzen könnte?“

Die andere sah plötzlich starr in die dunklen, flammenden Augen der Guts-herrin.

„Nach Berlin wollen Sie, gnädige Frau? Das geht doch nicht! Das dürfen Sie nicht.“ Eine Sekunde überkam die andere ein Staunen. Dann eine zornige Aufwallung, daß ihre Untergebene sich solchen Ton erlaubte. Zugleich aber war sie doch ein wenig neugierig, den Grund zu erfahren, der hiergegen sprechen sollte.

„Was hätten Sie dagegen, Ramsell?“ „Ach, du lieber Himmel, nichts, gnädige Frau! Ich denke bloß an den Herrn Hauptmann! Was er sagen würde, denken würde, wie er das aufnehmen könnte.“

So, an den Herrn Hauptmann also! Und der würde sich dawidersetzen und empört sein? Die dunklen Augen schlossen sich leicht. Eine heiße Welle flutete unter der feinen zarten Haut bis zur Stirn empor.

„Sie meinen — mein Mann würde meine Abreise von hier nicht billigen?“

„Das wollte ich nicht gerade sagen! Wenn wirklich eine Gefahr für das Leben bestände, dann hätte er ja auch wohl nichts gegen eine Reise nach Berlin. Aber es ist doch noch nicht so weit. Wie ich ihn kenne, würde er unglücklich sein, wenn gnädige Frau schon jetzt gingen!“

So, unglücklich würde er also sein. Vielleicht sogar die Hände vor das Gesicht pressen und in heißem bitteren Weh aufschluchzen, wie sie das in unzähligen Nächten getan hatte und leider weiter tun mußte, wenn sie sich auch immer von neuem wiederholte, daß er dies gar nicht verdiente.

Unglücklich aber wollte sie ihn machen. Das stand ganz fest für sie. Er hatte sie zu tief gekränkt. Sie einfach fortgeworfen und als wertlos hingestellt, indem er damals freiwillig von ihr schied und sie und die Kinder in dieser Zeit der gährenden Unsicherheit allein, ohne Schutz, den unruhigen Verhältnissen preisgab.

Nun war es plötzlich ausgemacht, daß

sie bestimmt reisen wollte! Schon in den ersten Tagen der nächsten Woche. Dabei würde sie ruhiger werden. — Dies untätige Leiden um ihn — dies trostlose Ertragenmüssen eines Schmerzes, für das ihr im Grunde genommen das Verständnis fehlte, brachte sie sonst noch um den Verstand. — Und sie sagte es Minchen Scheidebert ruhig und klar:

„Hören Sie zu, Frau Scheidebert! — Ich will also wirklich fort! Die Kinder nehme ich natürlich mit mir, lediglich, um Ihnen eine Plage fortzunehmen. Sonst wären sie natürlich hier in der reinen Luft und bei der guten frischen Milch besser als in Berlin aufgehoben. — Aber das ginge doch nicht an. — Fräulein Mewes wird mit mir kommen, des bin ich gewiß. Wenn sie auch in letzter Zeit ein gar seltsames Wesen zur Schau trägt. Es wird eben auch der Krieg sein, der sie aus den alten Bahnen geworfen hat. Wenn ich mir auch beim besten Willen nicht vorstellen kann, um wen sie bangt.“

Minchen Scheidebert hatte auch längst die Veränderung gemerkt, die mit dem blonden Kinderfräulein geschehen war. — Sie sah tiefer als die gnädige Frau, die niemals für Anderer Leiden einen sehr weiten Blick gezeigt hatte. Sie wußte auch, ohne daß Rut Mewes jemals ein Wort davon zu ihr gesprochen hatte, daß es um den Russen war, der jetzt ein Todfeind für sie sein mußte. — Sie redete jetzt nichts mehr gegen die Pläne der Gutsfrau. Sie senkte nur still den Kopf und tat eine leise bescheidene Frage:

„Wann hat doch der Herr Hauptmann zuletzt geschrieben, gnädige Frau?“

Ein Juden lief durch die schlanken schönen Frauenglieder. Die Augen wurden schmerzhaft geöffnet. Der Mund verzog sich in heißem Weh. Und wollte doch ein Lächeln versuchen, als spräche die Seele nicht mehr bei der Antwort mit:

„Was geht es mich an!“

Es ging aber nicht! Die Seele bangte sich nach ihm — nach seiner Güte und Zartheit — vermischte ihn mit tausend Schmerzen. Aber der Stolz war noch ganz wach und groß in der verwöhnten Frau.

„Sie wissen es so gut wie ich, Ramsell,“ sagte sie obenhin. Vor drei Wochen kam seine letzte Nachricht! — Danach hat er geschwiegen. Das Vaterland wird eben seine Zeit nötiger gebraucht haben. Schreiben an die Frau — Gott — wozu ist das auch? Was haben denn diese kurzen trockenen Berichte für einen Zweck, nicht wahr?“

Minchen Scheidebert hörte hinter dem kalten, verletzenden Ton die heiße Not des einsamen, noch nicht in sich festgewordenen Frauenherzens und eine flutende große Schwesternliebe riß sie zu der andern — der Herrin — hin. Aber, wie sollte sie jener das sagen? — Es war viel zu schwer! — Sie senkte nur leise den ergrauenden Scheitel und meinte still:

„Wenn er lebt und atmet, dann vergiftet er die gnädige Frau nicht.“

Das war wie ein Schlag, der wie aus einer tiefen Erstarrung emporriß — zum Leben aufjagte — Unheil witterte.

Totenblaß wurde das schöne Gesicht.

„Sie meinen — daß . . .“ Der Mund

brachte den angefangenen Satz zum Ende. Ein unnenntbares Grauen sah die Frau.

„Daß . . .“ Sie wollte um Preis vollenden und konnte auch zweite Mal nicht anders, als mitter mit einem Schmerzensstöhnen abzubrechen. — Jetzt — ein Ruck — ein Zusammenreißen — ein Aufseufzen . . . „Daß fallen ist . . .“ Nun war es heraus.

Schweigen zwischen den beiden.

„Nicht gleich so böse,“ sagte Scheidebert am Ohr der andern,

passiert muß sein, gnädige Frau. Und das hatte sie noch gar nicht Betracht gezogen. So verirrt in eigenen Angst und ihren Räten gewesen, daß sie dies — scheinbar liegende — überhaupt vergaß, in die zu ziehen.

„Passiert muß wirklich etwas.“

„Natürlich — das war ja die Möglichkeit, um sich durchzufinden — sein unerklärliches Schweigen rich-“

„Und ich will doch nach Berlin.“ Frau Hilde Schwertfeger tonlos — wiederhole sie damit etwas mehr Eingelerntes — „und jetzt erst recht. Soll ich noch länger hier — wenn Sie vollendete auch diesmal nicht.“

„Ich will zu Fräulein Mewes,“ sie stumpf und tonlos. „Sie soll fertig machen, sobald es nur irgendetwas geht, muß ich fort.“

Rut Mewes aber war nicht zu überreden. Ueberall suchte die Gutsfrau umsonst ihr. — Die Kinder — fünfjährig — und frisch — saßen artig mit ihren Soldaten und spielten „Papa und Feind“. Sie wußten nichts von Fräulein. —

Sie konnten auch wirklich keine Meinung von dem jetzigen Aufenthalt Rut Mewes' haben nämlich draußen kleinen Köhlerhütte und ließ sich von Mann ihrer Liebe Herzen. Peter jener, der schöne, stolze, dunkle Offizier stand ganz in der Nähe mit Regiment und konnte seit Wochen machen, daß die kleine liebe Frau sah. —

Sie vertraute ihm nach wie vor. Seine Liebe zu ihr war ja auch noch stärker und flammender geworden. Sie fühlte sie deutlich. Sie hatte auch Geheimnis vor ihm. Wie durfte er auch haben? — War er nicht ihr Alles — ihr bester Freund — ihr liebster und Bruder. Und wieviel mehr sollte er selbst für die kleinste Sache, auf Birawo abspielte, zeigte. — Nachfragte er — wo die Kinderlein schliefen wie Madame es trüge — was der Mann schriebe, wo denn die deutsche Macht hier in der Nähe von hingeworfen wäre? Und auf alles das intelligente Kinderfräulein antwortete lichen Bescheid geben. Ja, sie hatte wirklich zuverlässige Quellen. Man vertraute ihr doch völlig und ließ sie hören. An den Stridabenden wurden Briefe aus dem Felde vorgelesen, stand so manches darin, was beständig gesagt und als tiefstes Geheimnis behandelt wäre. Das berichtete sie diesen wundervollen süßen Tagen.

Und zum Dank preßte er sie fester das Herz und redete davon, daß er zu einer Herrin, zu einer Königin werden werde, wenn erst dieser schreckliche Tag aus und überwunden sei. Heute sollte er ein sonderbares Anliegen an sie. Ein Knabe war er, der sich etwas anders Herrliches, unerreichtbar Höheres ausgedacht hatte und nun mit dem Trotz darauf bestand, daß ihm sein botener Wunsch auch wirklich in Erfüllung gehen könne.

Er wollte sie noch einmal in Birawo sehen. Die Erinnerungen auffrischen, vergangenes zu Gegenwärtigen erheben. Da, auch sie empfand diese Vorstellung etwas Wundervolles und endlich geligte sie ein.

Zwei Tage später, die Koffer standen als zur Abreise nach Berlin fertig gemacht, da kam er wirklich. Auf dem alten unnten Wege schlich er sich durch den Wald auf das Gutshaus und durch ein für geöffnetes Fenster in das helle Mädchenstübchen zu der, welche ihn über alles liebte. Er hatte schweren süßen Wein mitgebracht und nötigte unablässig, daß recht davon trinken sollte. Sie nippte ihm denn Gefallen. Aber er schmeckte ihr nicht.

Nicht, hatte die Empfindung, als entströme etwas goldhellen Tropfen ein eigentümlich erfrischender, beßender Duft, der sie müde irrgelte.

Aber er hörte nicht auf, sie zu quälen. Er führte ihr das mitgebrachte Glas selbst an die Lippen, goß ihr den Inhalt fast rig in. Da überkam sie plötzlich eine ihren, wahnsinnige Angst. Vor ihm, den a noch liebte.

vorja, liebte sie ihn in diesen Augenblicken wirklich noch?

Was sollte die Frage... Sie eilte hastig aus und trank kühles kaltes Wasser, um sie nur irgend vermochte. Dann schloß sie und wartete ein Weilchen, lauter, voll wahnsinnigen Schreckens. Und schloß sie doch im Grunde genommen nicht mit Sicherheit, weshalb sie sich so unheimlich fürchtete.

Endlich schlich sie wieder herein. Da sie etwas Grauenshaftes. Sie wurde vor ihr, wie der edle stolze Peter Peterich mit funkelnden Augen ihr kleines Ordensbuch herausgerissen hatte, ihren goldenen Schmuck, ihr Erspartes, das sie für erste in abgehoben, in die Taschen stopfte. Er schloß anschnitte, weiter vorzubringen — dem Revolver in der Rechten.

Wie das sah sie ganz klar! Sie hatte sie niemals geliebt. Es war nur gewesen, um zu erkunden, wie schnell in ihrem Vaterland dienen könne. Er war ein ganz gewöhnlicher Spion. Und die hatte sich von ihm herzen lassen, das Vaterland verraten, tausendmal. Sie schloß einen Elkel vor sich selbst, vor diesem ganzen zertretenen und zerschlagenen Leben und der glühenden Wut durchbeßte sie, etwas zu tun, um es Schmach abzuwaschen.

Wie schlich vorwärts, ohne sie zu ge-
eleben. Er war fest überzeugt, daß der
belle Trank längst an ihr seine Schul-
gehan habe und sie irgendwo in
Schlaf lag, für ihn und sein ver-
gessenes Wert also ungefährlich.

Er strebte dem Beseßaal entgegen und dann durch die Tür in das Schlafzimmer der Herrin, in das helle Stübchen, das die beiden Jungen barg. Es gab da überall Kostbarkeiten. Sogar Brillanten, im Falle wohl auch Geheimnisse, Geld. Was sollte sie tun. Sie war ihm hart auf den Fersen, merkte, daß er schwankte und wurde inne, daß er viel getrunken haben mußte. Jetzt legte er den Revolver aus der Hand und machte sich an die Arbeit. Vor dem kleinen eisernen Geldschrank kniete er nieder, um ihn auf seine Widerstandsfähigkeit zu prüfen. Wie eine Kasse war sie hinter seinem Rücken, fort auf die Stelle zugestürzt, wo sie die Waffe liegen sah. Nicht umsonst hatte sie von dem Verwalter gelernt zu schießen und auch zu treffen. Sie riß ihn empor, da wandte sich der Mann am Boden um, sprang auf sie zu, krallte die Hände, wollte sie würgen, stieß ein gräßliches russisches Schimpfwort leuchtend aus, das sie verstand und vor dem ihr ekelte. Dieses Wort gab ihr die Kraft zu tun, was sie als deutsches Mädchen tun mußte. Gab ihr den Mut, abzuwaschen mit Blut, was sie versehen hatte in blinder Liebe.

Ein Schuß knallte. Kurz, dumpf, leicht.

Es war geschehen. Peter Peterjewo lag zuckend in seinem Blute.

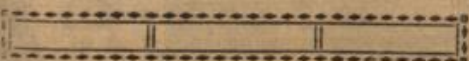
Das kleine blonde Kinderfräulein aber hockte an seiner Leiche und lachte schaurig, als man hinzu kam und sie um alles befragen wollte. Sie hatte in dieser Nacht den Verstand verloren.

Nun war ein neues, unvorhergesehenes Hindernis, der doch schon so fest beschlossenen Reise nach Berlin entgegengetreten! Daß Mut Meines die Gutsfrau nicht begleiten konnte, brachte eine große Schwierigkeit mit sich. Das junge blonde Kinderfräulein sah mit erschrockenen Augen stumpf und starr dort, wohin man sie geleitete. Sie war ganz harmlos. Nur, seitdem sie von den Schulkindern, die jetzt immer mit lautem Singen heimkehrten, das Lied gehört hatte, summt sie es den ganzen Tag mit.

„Deutschland, Deutschland über alles.“

Frau Hilde Schwertfeger konnte es zuerst nicht ertragen. Sie floh förmlich vor diesen sanften leisen Klängen, die unabhängig über die Lippen der Armen glitten. Dann aber begann sie darauf zu lauschen, wurde nachdenklich und ertappte sich des öfteren darauf, daß sie mit fliehender Ungebuld die neue Zeitung mit den Nachrichten vom Kriegsschauplatz erwartete.

(Fortsetzung folgt.)



Vom Dursttode errettet.

Eine wahre Begebenheit von Hans Fischer.



Es war kurz vor Sonnenuntergang, als eine kleine Proviantkolonne der deutschen Schutztruppe, umgeben von Begleitmannschaften, staubumwirbelt, langsam und schwerfällig durch das

Namaland dahinzog, um eine im Süden von Südwestafrika, im Kuirhabrevier gelegene Militärstation und eine daselbst tätige Wasserbohrkolonne mit Proviant zu versorgen.

Hinter dem schwerfälligen Wagen marschierten etwa 6 Reiter, stumm und schweigsam. Plötzlich stieß der Gefreite Thieme seinen Nebenmann an und zeigte auf einen Springbock, der ungefähr 150 Meter von dem Pfad entfernt, halbgedeckt hinter Büschen regungslos die vorüberziehenden Menschen anäugte.

„Brenne ihm eins aufs Fell,“ sagte der Reiter Eggers leise, „aber halte gut hin.“

Der Gefreite blieb stehen, hob sein Gewehr, zielte lange und schoß. Der Bock machte einen riesigen Sprung, lief hundert Meter weiter, stoppte und äugte die Menschen wieder an. Ein zweiter Schuß brachte, doch mit dem Erfolg, daß der Bock weiter flüchtete, aber nach etwa hundert Meter wieder stehen blieb.

„Seht doch diesen Kunstschützen an,“ lachten die Reiter vergnügt. Der Gefreite folgte dem Bock ein Stück, dann schoß er nochmals, aber wieder ohne Erfolg, und wieder äffte ihn das Tier. Die anderen Reiter waren inzwischen dem vorausgefahrenen Wagen gefolgt und machten sich über den Gefreiten lustig; einige wetteten sogar, ob er wohl den Bock noch nachbringen würde. Dann fiel ein neuer Schuß, dem sofort noch einer folgte, aber beide aus veränderter Richtung.

„Der ballert was Ehrliches zusammen,“ lachten die Reiter und zogen vergnügt ihres Weges, dabei sich häufig umdrehend, ob der Gefreite mit der Jagdbeute auf dem Rücken schon zu sehen sei.

Nach einer halben Stunde, es war inzwischen dunkel geworden, stieß man auf den die Kolonne führenden Wachtmeister Streibel, der vorausgeritten war, um einen Futterplatz für die Nacht zu suchen.

„Was war das vorhin für eine Schießerei?“ war seine erste Frage.

„Der Gefreite Thieme wollte einen Bock schießen, Herr Wachtmeister!“ lachten die Reiter.

„Wo ist der Gefreite Thieme?“ fragte er, sich aus dem Sattel schwingend.

„Der soll noch kommen,“ wurde geantwortet.

Hierauf gab der Führer dem Unteroffizier Hagen den Befehl, zurückzureiten und nach dem Gefreiten zu suchen. Sofort ritt dieser in die dunkle Nacht hinaus, um die Gegend abzustreifen.

Nach etwa einer Stunde, die Reiter hatten sich um mehrere kleine Feuer gelagert, ertönten plötzlich Hufschläge, die schnell näherkamen, und bald darauf erschien der Unteroffizier, aber ohne den Gefreiten aufgefunden zu haben.

Es wurde den Soldaten nun doch ungemütlich zu Mute. Sollte sich Thieme wirklich verirrt haben? Aber das war ja ganz unmöglich, ein lächerlicher Gedanke, Thieme, der fixe Junge und sich verlaufen? Aber was sollte ihm nur zugestoßen sein, hier in dieser menschenleeren, wasserlosen Gegend?

„Heute nacht ist nun nichts mehr zu machen,“ sagte der Wachtmeister zu dem



Das bekannte Kloster Beuron als Lazarett für das Rote Kreuz eingerichtet

Das wunderbar gelegene Kloster Beuron erfreut sich der ganz besonderen Gunst des Deutschen Kaisers und bietet einer großen Anzahl verwundeter Krieger Zuflucht.

Unteroffizier. „Aber morgen früh, wenn der Tag anbricht, reiten Sie sofort mit zwei Mann ab und suchen den Thieme.“

Signalschüsse und Raketen wurden abgeschossen. Jedermal ein minutenlanges Hören und Lauschen — doch sie blieben unbeantwortet. Schließlich wurde ein großes Feuer angezündet und bald schlug eine gewaltige Lohzunge zum nächtlichen Himmel empor, deren unisteter rötlicher Schein die Steppenlandschaft überflutete. Vielleicht sah der Gefreite den leuchtenden Feuerschein. Aber alles war vergebens.

Dann saßen die Reiter stumm und still um die Lagerfeuer herum und starrten in die knisternden Flammen, die lustig ihre goldenen Funken in die Nacht hinaussprühten. Auf allen Gemütern lag es wie ein Alp. Sie dachten über das Schicksal ihres Kameraden nach. Also hatte er sich wirklich verlaufen in dieser furchterlichen wasserlosen Gegend. Eiskalt lief es ihnen den Rücken hinunter. Schon der Gedanke allein an den Tod des Verdurstens ließ jeden erschauern.

Schließlich wurden die Reiter von der Müdigkeit übermannt und bald hörte man nichts mehr als den Schritt des Postens, das Schnaufen der eingespannten Zugochsen, die sich niedergelegt hatten, das Klirren der Ketten an dem Wagen und das Stampfen der Pferde, die an denselben befestigt waren. Tiefe Finsternis war überall,

als die Reiter von der Kälte ausgerüttelt wurden. Fröstelnd und zähneklappernd, in die langen schweren Mäntel gehüllt, umstanden sie die angefachten Feuer, auf denen das Kaffeewasser sumnte.

Die erste Frage des Wachtmeisters Streibel bei seinem Erwachen war: „Ist der Gefreite Thieme da?“

„Nein, Herr Wachtmeister!“ riefen die Stimmen.

„Alle Wetter! Wo mag der arme Kerl nur umherirren? Es ist doch ein grenzenloser Leichtsin.“

Wenige Minuten später wurde gesattelt.

Die Wasserfäde wurden an den Befestigt, Unteroffizier Hagen erhielt Weisung, wo er den Wagen treffen würde, denn hier in dieser losen Gegend konnte man selbstverständlich nicht auf die Rückkehr der Patrouillen warten, dann trabten drei Reiter jungen Tag hinein.

Es dauerte nicht lange, so hatten die Stelle gefunden, wo Thieme die verlassen hatte, um dem Bod zu Seine Spur war deutlich im Sand zu sehen. Man kam an die Stellen, gestanden und geschossen hatte. Die Patronenhülsen lagen noch auf dem Boden. Dann hatte der Gefreite scheinbar danken gesagt, schnurstracks nach dem umzukehren, denn von seinem Standpunkt aus war er geradeweg tergeschritten, aber, irreführt von der Einförmigkeit der Steppe, die für den kundigen keine Merkmale bietet, nicht der Straße zurück, sondern in der gegengesetzten Richtung, nach Westen. Dann hatte er scheinbar seinen Irrtum merkt, hatte einen großen Kreis beschreiben, seine erste Marschroute geschnitten, wieder gen Westen weiter zu gehen.

Stunde um Stunde verging. lässig wurde weitergeritten, um die nicht aus den Augen zu verlieren. Die schwebende Mittagshize flimmerte der lautlosen Steppe und trieb Schweiß aus allen Poren. Schlaff die Blätter der Bäume und Sträucher unter. Kein Vogel ließ sich blicken. Lebewesen hatte Schutz gesucht vor sengenden Strahlen der Sonne.

Bis jetzt war die Verfolgung der ganz gut gegangen. Man hatte sich frohen Hoffnungen hingegeben, denn der Welt konnte Thieme doch nicht als plötzlich der Sandboden aufhört hartes Geröll unter den Hufen der knirschte. Man hielt, sah ab und suchte die harte Fläche, Stein für

(Fortsetzung siehe Seite 46.)



Eine Ansicht der Stadt Hindenburg. Vor einigen Wochen ist die schlesische Stadt Zabrze amtlich in Hindenburg und nach Generalfeldmarschall Hindenburg genannt worden. bedeutet eine Ehrung für den großen Sieger im Osten und zugleich hat eine gute deutsche Stadt ihren gebührenden Namen erhalten. Aus diesem Anlaß bringen wir heute die Gesamtansicht des Städtchens Hindenburg, das im Kreise Oppeln in Schlesiens liegt.



Des Landmanns Sonntagsblatt.

Allgemeine Zeitung
für Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft.

Nr. 6.

Gratisbeilage zur „Kleiner Zeitung“.

1915.

— Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes wird gerichtlich verfolgt. (Gesetz vom 12. Juni 1901.) —

Ersatz von Petroleum durch anderes Beleuchtungsmaterial

Entstehung und Verbesserung der Beleuchtungs-
methoden bis zur Jetztzeit.
(Mit 5 Abbildungen.)

Wie der vielen in unser Wirtschafts- und
Erwerbsleben tief einschneidenden Begleit-
erscheinungen des Krieges ist das Steigen des
Petroleumpreises und überhaupt
der Mangel an
diesem uns auf
dem Lande so
unentbehrlich
gewordenen Die-

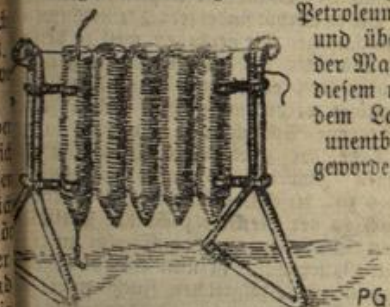


Abbildung 1. Form zum Gießen von Kerzen.

vielen drängt sich da die Frage auf die
den: Was soll werden, wenn der Preis
weiter hochschnellt? Wenn das Petroleum
a ganz ausgehen sollte?

Da heißt es denn, Mittel und Wege suchen
finden, um einen möglichst guten Ersatz für
edle Brennmaterial zu erhalten.

Viele benutzen eine Mischung von einem
Petroleum und zwei Teilen Rüßöl, denen
erbsengroßes Stück Kampfer zugelegt wird
dies bewirkt, daß die Flamme größer und
hell wird. Auch in den Laternen der Jahr-
hundert wird diese Mischung gern gebrannt
nach der Reinheit des Rüßöls muß man
natürlich die Mischung modifizieren, auch
ist sie für
Rundbrenner
nicht geeignet,
da das schwere
Öl zu langsam
in dem Rund-
brennerdocht
sich einlagert.
Andere wie-



Abbildung 2. Dochtlampe des Altertums.

man kommen auf die alte Methode der Kerzen-
herstellung zurück, da aus dem Lande ja in genü-
gender Menge Talg vorhanden ist, auch dürften
Formen für Kerzen noch von früher her in
den ländlichen Haushaltungen vorhanden sein.
Wir möchten bei der Herstellung der Kerzen
nicht verweilen, um auch denen einen Finger-
zeig zu geben, die damit nicht vertraut sind
en, Dichte, sind — wie bekannt — zu

Beleuchtungszwecken dienende, zylindrisch ge-
formte Stäbe aus Talg, Wachs, Stearin oder
Paraffin. In der Mittelachse befindet sich der
meist aus Baumwolle bestehende Docht.

Die Herstellung geschieht durch Angießen,
Kneten, Ziehen oder Gießen. Die beiden
erstgenannten Methoden finden bei der Fabri-
kation der Wachskerzen, das Ziehen bei den
Talgkerzen und das Gießen bei allen Kerzen-
sorten, vornehmlich jedoch bei den Stearin- und
Paraffin-Kerzen, Anwendung.

Beim Angießen werden die an einem
horizontal gelagerten und um seine Achse dreh-
baren Eisenreifen aufgehängten Döchte mit
Wachs so lange begossen, bis
etwa ein Drittel des Gewichts
der herzustellenden Kerzen er-
reicht ist. Hieraus kommen die
Döchte auf einen glatten Roll-
tisch, auf dem sie durch Rollen
mit einem glatten Brett in zylin-
drische Form gebracht werden.
Dann folgt abwechselnd Gießen
und Rollen, bis das Kerzen-
gewicht bzw. die gewünschte
Dicke vorhanden ist, worauf
die Kerzen 8 bis 14 Tage
der Luft zum Bleichen aus-
gesetzt werden.

Das Kneten findet haupt-
sächlich bei Herstellung der
großen Kirchenkerzen Anwen-
dung. Das Wachs wird zu
diesem Zwecke in heißem Wasser weich geknetet, zu
länglichen Streifen geformt und um den ge-
wünschten Docht gewickelt. Die Formvollendung
erfolgt dann weiter auf dem erwähnten Rolltisch.

Talgkerzen werden entweder gezogen
oder gegossen. Ersteres geschieht, indem man
die Döchte wiederholt in das geschmolzene
Fett eintaucht, bis die gewünschte Stärke er-
langt ist. Die Kerzen erhalten dabei eine mehr
oder weniger unregelmäßige Form. Zum
Gießen der Kerzen verwendet man Formen
aus einer Legierung von Zinn und Blei, in
deren Achse der Docht ausgespannt ist. Der
Talg darf nicht zu heiß vergossen werden, da
sich sonst die Kerzen nicht leicht aus der Form
nehmen lassen.

Man kann sich auch vom Klempner für
geringe Kosten einen Gießapparat aus Weis-
blech, möglichst nahtlos, herstellen lassen. 6 bis
10 Röhren in Lichtform von ca. 1 cm Durch-
messer werden aneinander gelötet, unten muß
jede Röhre in eine Spitze auslaufen, in der
sich ein Loch zum Durchziehen des aus loser

gedrehter Baumwolle (auch billig käuflich) be-
stehenden Dochtes befindet. Diese Röhren hängt
man auf ein Gestell, das man sich ohne Mühe
selbst zurechtzimmert. Oben über die Röhren-
öffnungen, und zwar genau in der Mitte,
spannt man einen Draht, an dem der Docht
befestigt wird. Damit
dieser Docht straff ge-
spannt bleibt, macht man
dort, wo er unten zu dem
Loch an der Spitze heraustragt, einen Knoten.

Nun wird der vor-
handene Talg flüssig
gemacht, eingefüllt und
erkalten gelassen. Ist
dies erfolgt, dann tauche
man die Gießmaschine
in warmes Wasser ein,
damit die Kerzen nach
Lösung des Dochtknotens an der Spitze aus
den Röhren herausgenommen werden können.
Wird die Masse nicht fest genug, so füge man
etwas Stearin, Cerafin oder Wachs dem
flüssigen Talg bei. (Abbildung 1.)

Erst im siebzehnten und achtzehnten Jahr-
hundert ging man zur Herstellung von
Kerzen über, und kann man besonders
die Rokoko-Periode als das Zeitalter
der Kerzen ansprechen.

Allerdings waren diese Lichter noch
sehr mangelhaft und erreichten erst
im Anfang des neunzehnten Jahr-
hunderts in der Stearin- und Paraffinkerze
ihre höchste Aus-
bildung.

Einen, man kann
wohl mit Recht
sagen „vollstän-
digen“ Ersatz für
die Petroleumlampe
dürfte das Spi-
ritus-Glühlicht
darstellen.

Es ist durch sein
strahlendes, auf
weite Entfernen-
gen hin wirkendes,
angenehmes Licht
dazu berufen,
überall dort zur
Anschaffung einer
hervorragenden
Beleuchtung zu
dienen, wo weder
Gas noch Elek-



Abbildung 4. Ländliche Aussenlampe.



Abbildung 3. Dochtlampe des Altertums.



Abbildung 5. Öl-Spitzelampe.

trizität in Frage kommen, also hauptsächlich auf dem Lande.

Einfach in der Behandlung, erfordert die Spiritusglühlichtlampe kein Putzen des Dochtes und Zylinders. Sie bläht nicht, wie die Petroleumlampe, und entwickelt auch nicht den unangenehmen, den Petroleumlampen mehr oder weniger anhaftenden Geruch, der selbst bei der größten Reinlichkeit und Sorgfalt durch das Schmelzen dieser Lampen unvermeidlich ist.

Da Spiritus auf absehbare Zeit hinaus wohl kaum größeren Preisschwankungen unterworfen sein dürfte und die Anschaffungskosten der erforderlichen Spiritusglühlichtbrenner mit einer Leuchtkraft bis zu etwa 50 Kerzen bei einem Spiritusverbrauch von etwa $\frac{1}{10}$ l pro Brennstunde nur geringe sind, so ist heutzutage die Spiritusglühlichtlampe zur Herrschaft berufen.

Wird man damit nicht zu dem Gedanken gedrängt, mit welcher Fülle von Gaben uns Kinder der Gegenwart die Wissenschaft beschenkt?

Deutlich zeigt uns dies eine geschichtliche Betrachtung der Beleuchtungsmethoden früherer Zeiten, schon deshalb, weil es jedem möglich ist, ihren Wert oder Unwert zu beurteilen.

In den stolzen Palästen der alten Kulturvölker, deren Ruinen noch jetzt von ihrer ehemaligen Pracht und Schönheit zeugen, versank all diese Herrlichkeit, wenn der Sonnengott ins Meer tauchte, in ein trauriges Dunkel, und die ragenden Säulenhallen dehnten sich gespenstisch im Lichte qualmender Fackeln und Lampen.

Trotz des hohen Kunstsinns dieser Völker am Tigris, am Nil, am Tiber waren ihre Beleuchtungsvorrichtungen höchst primitiver Art. Ihre mit vegetabilischem oder tierischem Öl gefüllten Lampen bestanden aus einem einfachen Gefäß, in welchem ein rund gedrehter Docht lag. (Abbildung 2 und 3.)

In unserer auf dem Lande noch viel verbreiteten, mit Öl befüllten Küchenlampe besitzen wir ein Überbleibsel jener ältesten Einrichtung. (Abbildung 4.)

Auch Kerzen kannten die alten Römer und Griechen bereits; wenigstens deuten darauf Beleuchtungsvorrichtungen hin, die bei Ausgrabungen zutage gefördert wurden. Anscheinend stellten sie die Kerzen her, indem sie Berg oder Wachsenmark in Wachs oder Talg tauchten.

Die überaus reiche Pflanzen- und Tierwelt der südlichen Länder führte die klassischen Völker zur Öl- und Fettbeleuchtung, während der Reichtum der deutschen Wälder unsere Vorfahren auf die Verwendung der denkbar einfachsten Leuchte wies: den Kienspan.

Wir können uns im Geiste vorstellen, wie sie in seinem rötlichen Lichte in ihren Behausungen, auf der Bärenhaut liegend und ihren Met trinkend, den Erzählungen ihrer Helden von Jagdzügen und Kriegstrophäen lauschten.

Mit merkwürdiger Zähigkeit haben sich diese primitiven Lichtspender lange erhalten. Wie unsere oben erwähnte Küchenlampe vor etwa zweieinhalb Jahrtausenden sozusagen das Licht der Welt erblickte, so hat der uralte Kienspan noch bis vor etwa 40 Jahren in den Spinnstuben vieler deutschen Dörfer sein Licht leuchten lassen.

Als die Hanfa in ehrfurchtgebietender Größe dastand, wurde die Straßenbeleuchtung ihrer Städte durch Kienfeuer hergestellt. Die Behälter für die Feuerung hingen an den langen Ketten in der Straßenmitte. Aber auch mit Öl gespeiste Straßenlaternen in der Form unserer heutigen waren bereits damals im Gebrauch.

Die erste Verbesserung der Öllampen erfolgte im sechzehnten Jahrhundert durch den Italiener Cardanus, der eine nach ihm benannte Lampe konstruierte. Er trennte den Docht von dem Ölbehälter und brachte diesen etwas höher als die Flamme an. Dadurch kam das schwere vegetabilische Öl unter einen gewissen Druck und gelangte mit größerer Geschwindigkeit zur

Flamme, als wenn es allein durch die Saugkraft des Dochtes befördert wurde.

Diese Lampe des Cardanus brachte zwar, weil dem Dochte reichlich Öl zugeführt wurde, ein schönes Licht, aber die Flamme war rötlich und hatte den großen Fehler, sie qualmte und war für die Geruchsorgane von wenig lieblichem Empfinden.

Heutzutage weiß jeder, daß eine Verbrennung nur dann ruhig vor sich gehen kann, wenn der Flamme fortwährend genügend Luft zugeführt wird.

Die Lampe bekam daher einen Zylinder. Dieser bewirkte, daß die erhitzte Luft aufsteigen und so eine schnellere Vergasung stattfinden konnte.

Von nun an jagte eine Verbesserung die andere: Glöde und Brenner fügte man hinzu, und schließlich entstand die Astrallampe. Bei ihr erhielt der Ölbehälter die Form eines ringförmigen Wulstes oder Kragens. Er umgab in Flammenhöhe dieselbe und diente zugleich als Glockenträger.

Aus der Astrallampe entwickelte sich sodann die Schiebelampe, die Lampe des Gelehrten, da sie durch die Möglichkeit, hoch und niedrig gestellt werden zu können, das Ideal einer Arbeitslampe darstellte. (Abbildung 5.)

Sie hat denn auch bis zum allgemeinen Siege des Petroleums und zur Einführung von Gas- und elektrischer Beleuchtung die meisten Freunde besessen und wird gewiß auch jetzt wieder aus verstedtem Bodenkammerwinkel hier und da hervorgeholt werden.

Kleinere Mitteilungen.

Augenentzündungen der Pferde, die sich zuweilen plötzlich auf einem Auge zeigen, müssen sofort in Behandlung genommen werden, damit sich das Leiden nicht zu einer chronischen Krankheit ausbildet; denn Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit ihm gegenüber haben nicht selten den Verlust des einen Auges oder die Übertragung des Leidens auf das andere Auge zur Folge. Die Krankheit äußert sich durch Lichtscheu, starkes Tränen und Wässern des Auges. Das erkrankte Tier bringt man sofort in einen dunklen oder abgeblendeten Stall und bindet auf das erkrankte Auge einen kalten Lappen, welcher mit vierprozentigem Borwasser angefeuchtet ist. Sobald die Eitererscheinungen des Auges zurückgegangen sind, folgen alle drei bis vier Stunden warme Pflasterumschläge mit Borwasser. Nimmt das Übel ernstere Formen an, so muß ein Tierarzt zugezogen werden.

Erdnußkleie als Futtermittel. Bei der Verarbeitung der unausgeheilten Erdnüsse zur Gewinnung von Erdnußöl und Erdnußkuchen werden als Abfall Erdnußhüllen und Erdnußkleie gewonnen. Diese letztere besteht aus der bräunlich oder rötlich gefärbten Samenhaut, die unter der Hülle oder Schale einen dünnen Ueberzug des Erdnußkernes bildet. Meist sind der Erdnußkleie auch gewisse Teile des Erdnußkernes und der vor der Delgewinnung abgeschiedenen Feinteile beigemengt. Solche in den Handel gebrachte Erdnußkleie enthält durchschnittlich 21,8 Teile Rohprotein, 18,0 Fett, 24,7 stickstofffreie Extraktstoffe und 19,5 Rohfaser, entsprechend einem Stärkewert von etwa 74 kg für den Doppelzentner. Gegen die Verwendung dieser Kleie für Futterzwecke an Stelle von Roggen- und Weizenkleie wäre an sich nicht viel zu sagen, wenn sie nicht in den meisten Fällen mit den als Futtermittel völlig wertlosen gemahlene Schalen der Erdnüsse in mehr oder weniger hohem Grade vermischt und durch mineralische Substanzen (Sand) stark verunreinigt wäre. Oft werden auch gemahlene Erdnußhüllen, mit wenig Erdnußkleie vermengt, als Erdnußkleie angeboten. Derartige Erzeugnisse der Mälerei haben natürlich einen äußerst geringen Futterwert. Erdnußkleie findet zurzeit in Pommern als Ersatz der sehr knappen Roggen- und Weizenkleie flotten Absatz. Der Preis beträgt etwa 13 Mk. für den Doppelzentner. Alle die der Landwirtschaft chemischen Versuchsanstalt der Landwirtschaftskammer zu Potsdam vorgelegten Muster sogenannter Erdnußkleie bestanden aus sehr stark durch erwärmtes Hälssennmehl, Erdnußstengelteile und Mineralsubstanz verunreinigtem

Material. Es sei daher, schreibt die „Korrespondenz der Landwirtschaftskammer für die Provinz Pommern“, dringend davor gewarnt, Erdnußkleie überhaupt zu kaufen. Auf jeden Fall stehe geordneter Preis zu dem wirklich vorhandenen Futterwert nicht in dem richtigen Verhältnis, der Käufer werde überbottelt.

Fütterung von Zucker. In einer Zuschrift an die „Magdeb. Zeitung“ empfiehlt von Rathenow-Bundisburg dringend die Zuckerrübenfütterung. Er schreibt: Ich füttere Zucker, Pferde, Rindvieh, Schafe und Schweine mit besten Erfolge schon seit einigen Monaten. Der Zuckerrüben, an der ich beteiligt bin, ist mir das zweite Produkt vergällt durch Zusatz 20% Kolostuchenmehl, in einer anderen der Nachbarschaft ist hierzu Staub der Zuckerrübenfütterung beigemischt. Bei der inzwischen wie ein eingetretener Preissteigerung in allen Ostdeutschen legte es zu empfehlen, auch Torfmüll. Das Stärkewert kostet bei derartigen Zuckerrübenfütterung zweiten Produktes 18 Pf., also ein ordentlich billiger Preis, der sich nur um geringes steigert bei dem ersten Produkt. Die großen Vorräte Deutschlands in Zucker finden eine bessere Verwendung finden, als zur Deckung des Ausfalls von Kraftfutter verwendet zu werden. — Eine andere Maßnahme, beläufig gesagt, der Vorrat an Nährwerten zu vermehren, besteht darin, aus der Zuckerrübe Spiritus zu gewinnen! Der Zentner Rüben wird hierbei etwa 2 Mk. verwertet und liefert ein befriedigendes Futter von annähernd gleicher als die Kartoffelschlempe. Welche Menge Kartoffeln können so erspart werden zur Herstellung von Walzmehl!

Verbot des vorzeitigen Schlachtens von Sauen. Das Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten in Preußen hat am 23. Dezember v. J. eine Anordnung erlassen, das Schlachten von sichtbar tragenden Sauen zu verbieten. Dieses Verbot findet jedoch keine Anwendung auf Schlachtungen, die geschehen, weil zu befürchten ist, daß das Tier an einer Erkrankung verstorben oder weil es infolge eines Unglücks sofort getötet werden muß. In solchen Fällen ist die vollzogene Schlachtung spätestens innerhalb dreier Tage der zuständigen Ortspolizeibehörde anzuzeigen. Zuwiderhandlungen werden mit einer Strafe bis zu 150 Mk. oder mit Haft bestraft.

Auch in der Geflügelzucht die Mittel zu halten, ist der einzige Weg, Erfolge zu erzielen. Das alte Bauernhuhn ist nun einmal da, und darum zur erfolgreichen Zucht nicht zu brauchen. Wer hartnäckig an den alten Stämmen hängt und es namentlich auch in der Erziehung der Neuzucht, als Blutauffrischung, die Erzielung von Wildbruten u. a. m. zu verfolgen, der wird niemals befriedigt werden. Das Geflügel dauernd als ein notwendiges Ansehen. Ebenfalls ist es angebracht, jeder Rasse einen Versuch zu machen, die aufgetaucht ist und auch vereinzelt zu finden. Die Wahl einer Geflügelrasse hängt von allen Dingen von dem Zweck der Zucht ab. Geflügelzucht, sodann aber auch von der Lage und auch von den Absatzverhältnissen ab. Letzteren bestimmen es, ob der Eier- oder Fleischzucht der Vorrang zu geben ist. Letztere wird meist nur in der Nähe der Städte zweckmäßig sein. Das Klima der gebirgigen und rauheren Gegenden die zugehörigen kleinen Rassen, womit man gelagt sein soll, daß diese nicht auch in den Zonen angebracht seien. Hat man sich an Gesichtspunkten geeinigt, so wird ein oder auch die Landwirtschaftskammer empfehlenswerten Rassen vorschlagen, auch Züchter nachweisen, wo man Zuchttiere der erwünschten Art erhalten kann.

Bruterei, die mit der Post eingegangen müssen sorgfältig behandelt werden, da der Erfolg in Frage gestellt werden kann, sender ohne Schuld in falschen Verdacht kann. Sobald die Eier angekommen sind, man sie behutsam aus, um festzustellen, derselben auf dem Transport beschädigt. Bei zweckmäßiger Verpackung dürfte dies vorkommen. Die Eier werden sofort in horizontale Lage gebracht, und nun lagern zunächst an einem kühlen Orte zwei bis drei Tage. Bevor man die Eier in das Legt, durchleuchtet man sie mittels

ponen, um festzustellen, ob die Eier aus be-
sonderen Gründen etwa zur Brut unbrauchbar
sind. Zeigt ein Ei bei dem Durchleuchten einen
leichten Schatten, so ist es bereits in Fäulnis
übergegangen. Auch eine übermäßige Luftblase
deutet auf eingetretene Fäulnis hin. Brauchbare
Eier müssen beim Durchleuchten völlig klar
erscheinen; natürlich muß dann auch die Schale
glänzend rein und normal entwickelt sein. Bei
Zweischaligen Eiern sind diese Beobachtungen
leichter und zuverlässiger als bei farbigen. Bei
mit Eiern muß man es mehr auf die Probe ankommen
lassen. Nach achtstägiger Bebrütung wird die
Brut durchleuchtet wiederholt, und dann wird sich
die Brauchbarkeit der Eier ohne Ausnahme unzweifel-
haft feststellen lassen. Ein normal befruchtetes Ei
zeigt Blutadern, die sich spinnwebartig in einem
Punkt vereinigen.

Frage Nr. 32. Hat der Schnee Einfluß auf die Fruchtbar-
keit des Bodens? Allgemein ist man überzeugt
rungs, daß der Schnee eine um so mehr befruchtende
Wirkung auf den Boden ausübt, je länger er liegt.
umgekehrt zu wissen, daß er direkt dem Boden Nähr-
stoffe zuführt. Dazu verbindet er auch das Ver-
halten der bereits im Boden befindlichen gas-
förmigen Nährstoffe. Da sich in der Luft Ammoniak
in verschiedenen Mengen befindet, so nehmen es
auch die bildenden Schneewolken in sich auf, führen
es mit dem Schnee zur Erde und geben es beim
Schmelzen an diese ab. Je langsamer der Schnee
schmilzt, desto mehr Ammoniak vermag der Boden
aufzunehmen, während bei heftigem, mit Regen-
einsetzen verbundenem Tauwetter ein großer Teil
des Ammoniaks hinweggeschwemmt wird und für
den Boden verloren geht. Wer daher schon im
Vorhergehen seinen Acker und Garten tief umgearbeitet
hat, damit das Tauwasser nicht abfließen, sondern
in die Tiefe dringen kann, führt kostenlos seinem
Boden einen wertvollen Düngstoff zu.

Frage Nr. 33. Von 250 g Butter oder
250 g Palmöl, 250 g Mehl und 96 g Zucker macht
man einen Teig. Man backt davon zwei bis drei
dünnere Tortenböden — unter den Teig für
beiden Böden mischt man etwas Kakao. 1/2 l Wasser
mit man mit nützlichen Stücken Butter und drei
Eiern vier Eßlöffel Zucker, etwas Vanillezucker dazugeben.
Das Feuer. Wenn es kocht, gibt man vier
Eßlöffel Mehl dazu und rührt so lange, bis der
Teig sich vom Topf löst. Inzwischen sind die
Tortenböden erkaltet und man kann an das Auf-
streichen gehen. Unten legen wir einen weißen Boden
auf, geben darauf eine dunkle Marmelade — Brom-
beeren oder so was ähnliches. Nun streichen wir eine
Schicht von dem gekochten Teig darüber und geben
eine andere Marmelade — vielleicht Aprikosen.
Dann kommt die dunkle Platte, wieder eine andere
Marmelade — eine Lage gekochten Teig —
eine andere Marmelade — und zuletzt die zweite weiße Platte.
Man noch einen schönen Guß darauf, und wir
haben eine vorzügliche Torte.

Frage Nr. 34. 125 g Butter oder 100 g Palmöl
mit man mit 125 g Zucker, dem man etwas
Vanille- oder Zitronenzucker beige mischt hat,
ein wenig. Verwendet man Palmöl, so läßt man
mit zwei Eßlöffeln Wasser auf dem Herd
kochen. Wenn es anfängt zu erkalten, kann
man es dann ebenso zu Schaum rühren wie
bei 125 g Hafelnüsse oder Mandeln werden
eben und nicht 125 g Mehl unter die Masse
mischen. Man formt ein Tortenblatt von dem
Teig und backt es. Nach dem Backen gibt man
die Torte eingemacht, am besten Johannis-
beeren, und verziert sie am Rande mit Apfel-
kernen und Nüssen. Diese Torten sind sehr gut,
sich sehr lange und ist nicht teuer, da keine
Zucker verwendet werden, die gegenwärtig hoch
prekär stehen.

Frage Nr. 35. Das Beflecken der Marken, Briefumschläge
überhaupt aller gummierten Papierarten mit
Tinte ist eine sehr üble Gewohnheit. Ab-
geraten davon, daß wohl niemand wird behaupten
können, es sei ein Vergnügen, kann diese Angewohn-
heit direkt gesundheitsschädlich wirken. Namentlich
bei häufiger Ausführung geht dem Magen
erheblicher Schaden verloren und an seine
Stelle tritt der verschluckte Klebstoff. Bei dem
Verbrauch von Ruberis sind auch schon häufig
Ergüsse in der Zunge vorgekommen. Am ge-
eignetsten sind die sogenannten „Freimarken“, die
von dem Briefpapier schon beklebt werden,
so daß sie an dem Briefpapier haften bleiben.
Die klebenden Empfänger verwendet die Marken
gewöhnlicher Weise und bedenkt nicht, daß viel-

leicht schon ein Schwindkranker oder ein Pfleger
von Typhus- oder Cholerafranken die Marke in-
fiziert hat. Auf diese Weise sind schon viele
Krankheiten entstanden, ohne daß man sich die
Ursache erklären konnte. Um solchen Vorkom-
nissen vorzubeugen, sollte man mit der Gewohn-
heit des Markenlebens unbedingt brechen. Es
genügt, mit feuchtem Finger über die gummierte
Fläche zu streichen. Am besten ist es, sogenannte
„Markenanzüchter“ zu benutzen, die zugleich zum
Zusammenkleben der Briefumschläge dienen können.

Frage und Antwort.

Ein Ratgeber für jedermann.

Da der Druck der hohen Auflage unseres Blattes sehr
lange Zeit erfordert, so hat die Fragebeantwortung für
die Leser nur Zweck, wenn sie brieflich erfolgt. Es werden
daher auch nur Fragen beantwortet, denen 20 Pf. in
Briefmarken beigelegt sind. Darüber hinaus aber auch
jede Frage direkte Beantwortung. Die allgemein interessierenden
Fragestellungen werden außerdem hier abgedruckt. Anonyme
Zuschriften werden grundsätzlich nicht beachtet.

Frage Nr. 35. Ein Pferd mußte ich schon
mit zweieinhalb Jahren zum Ziehen anlernen.
Weil mir das andere zum Kriege genommen war.
Dem Tiere schwellen nun, wenn es einen oder
zwei Tage steht, die Fesseln und die darüber be-
findlichen Kronen an. Was ist dagegen
zu tun?

Antwort: Die Schwellung wird ver-
schwinden, wenn Sie die Beine des Pferdes mit
Spiritus abreiben, sobald das Tier in den Stall
kommt, und wenn Sie die Beine nachts über mit
einer Planenbinde bandagieren. Sehr dienlich
würde es sein, wenn Sie das Pferd im Stall sich
frei bewegen lassen.

Frage Nr. 36. Ein Zwergpferdchen leidet in
letzter Zeit manchmal unter einer starken, auf-
geblausen Anschwellung des Halses und Kopfes.
Die Krankheit tritt unregelmäßig auf und hält eine
Viertelstunde an. Wie ist zu helfen? A. G. in E.

Antwort: Solche vorübergehenden Schwel-
lungen der Unterhaut kommen namentlich bei
jungen Hunden öfter vor, ohne gefährlich zu sein.
Durch Bestreichen mit warmem Öl geht die
Schwellung bald zurück.

Frage Nr. 37. Ich habe in einem Stalle
vier bis sieben Monate alte Schweine, die im
Sommer genügend Gelegenheit zum Wühlen
hatten und jetzt bei günstigen Wetter heraus-
kommen, das Wühlen jedoch unterlassen und träge
umherstehen. Im Stall scheuern sie sich gegen-
seitig und liegen meist naß, da sie das Streutroh
sofort auffressen, trotzdem sie genügend Futter
mit etwas Salz und Kalk vermengt bekommen.
Die Schweine sind bereits mehrfach mit ver-
dünntem Kresolin und mit Brennpurpur ohne
Erfolg eingetrichtert worden. Was ist dagegen zu
tun? Empfiehlt es sich, Torfmüll als Streu zu
verwenden?

Antwort: Sie haben bereits alles getan,
was sich im vorliegenden Falle tun läßt. Viel-
leicht können Sie es noch mit einer gründlichen
Darmreinigung durch wiederholte Glaubersalz-
gaben versuchen. Falls die Schweine von einem
Wurf stammen, könnte es sich auch um eine ver-
erbte krankhafte Anlage handeln. Füttern Sie
nicht zu wässrig, sondern verabreichen Sie ge-
kochte Kartoffeln und Rüben, Schrot und Molke-
rührstände in Form eines recht steifen Breies, da-
mit die Schweine nicht zu viel Harn ausscheiden
können. Haben die Tiere auch keine Würmer?
Torfmüll empfiehlt sich als Einstreu in Schweine-
ställen keinesfalls. Wenn die Schweine von der
Torfstreu fressen, tritt öfter eine Verdauungs-
störung (Verstopfung) ein. Ist der Torf sehr
trocken, so kann der eingeatmete Staub eine Er-
krankung der Luftröhre verursachen. Endlich sehen
die Schweine bei Torfstreu immer außerordentlich
schmutzig aus.

Frage Nr. 38. Wieviel Leinsamen kann
man einem 18 Wochen alten Kalbe zu 2 l Milch
geben?

Antwort: Ein Kalfalb — und ein solches
meinen Sie doch wohl? — soll mindestens fünf
Wochen lang reine Vollmilch erhalten. Dann
fängt man ganz allmählich an, dem Kalbe die
Vollmilch zu entziehen und durch abgerahmte,
Mager- oder Schlagschlagsmilch (nicht etwa angesäuerte)
und durch andere Futtermittel zu ersetzen. Die
Ausbildung des Magens und Darms zur Ver-
dauung fester Stoffe erfordert Wochen. Der all-
mähliche Übergang erfolgt am besten in der
Weise, daß man dem Kalbe einen um den andern
Tag bei jeder Mahlzeit 1/2 l Vollmilch entzieht

und diese durch 1/2—1 l Magermilch und 30 g
Leinsamen ersetzt. Der Leinsamen muß Saatkorn
— nicht Schlagkorn — und unbedingt geschrotet
sein, da die Samenschale sehr hart ist und von
den Verdauungssäften nicht zersetzt wird. Die
Frage, wieviel Leinsamen Sie Ihrem achtzehn
Wochen alten Kalbe geben dürfen, namentlich bei
so wenig Milch, ist deshalb ohne weiteres nicht
zu beantworten; in dem Alter müßte das Tier
täglich mindestens 12 Liter Magermilch außer
Heu, Haferschrot und Leinsamen erhalten. Wenn
Ihnen aber nur 2 l Milch und Leinsamenschrot
zur Verfügung stehen, so fangen Sie an, dem Tiere
zu jeder Mahlzeit zwei gute Eßlöffel voll Schrot in
die Milch zu geben und steigern diese Gabe nach
und nach auf 60 g pro Mahlzeit. Mehr Lein-
samen zu geben empfiehlt sich nicht, es ist dann
viel praktischer, Haferschrot und Leinsamen zu
verabreichen, später dazu noch etwas Roggenkleie,
so daß die Tagesration für ein Kalb von vier
bis fünf Monaten außer Heu, Wiesenheu und geringen
Mengen Rüben oder Mören 10—12 l Mager-
milch, 1/2 kg Haferschrot, 1/2 kg Leinsamen und
1/2 kg Roggenkleie beträgt.

Frage Nr. 39. Hat die sogenannte Schlempe-
milch — Milch von Kühen auf Brennereigütern
— für Säuglinge bis zu sechs Monaten gesund-
heitschädliche Nachteile? Sch. in B.

Antwort: Ein guter Magen, selbst der eines
Säuglings, verträgt eine ganze Menge, auch
Schlempemilch. Beweis: gesunde Kinder der
Deputanten auf Brennereigütern, die auf die
Milch von Schlempekühen angewiesen sind.
Wirtschaften, die sogenannte Kindermilch verkaufen
und unter veterinärpolizeilicher Aufsicht stehen,
dürfen Schlempe nicht verfüttern. Auf Brennerei-
gütern selbst wird den Kühen, die die Milch für
die Kinder des Besitzers liefern, keine Schlempe
verabreicht; schwächliche Kinder mit anfälligen
Magen vertragen Schlempemilch entschieden nicht.
Das ist besonders bei Milch aus solchen Ställen
der Fall, wo Schlempegefäße und Futtertröge
nicht peinlich sauber gehalten werden; denn die
Luft in solchen Ställen, die Stallgeräte, die Euter
der Kühe und die Hände der Menschen sind mit
den nach insolge der günstigen Nährböden in Un-
mengen entweichenden Spaltkeimen beladen, die
eine sofortige Infektion der Milch bereits im Stall
bewirken und in dieser schon vor dem Kochen
Fäulnisprodukte erzeugen. Wenn Sie es
also vermeiden können, so geben Sie Ihrem
Kinde keine Schlempemilch.

Frage Nr. 40. Wie bereitet man Tabak,
wenn er nach der Ernte gut getrocknet ist, zum
Rauchen fertig? C. B. in R.

Antwort: Um die Frage einwandfrei be-
antworten zu können, muß man wissen, in welcher
Weise und in welchem Reifezustande der Tabak
geerntet worden ist. Ist der Tabak im Zustande
der physiologischen Reife geerntet worden, d. h.
waren die Blätter bei der Ernte völlig oder nahezu
ganz abgestorben und zeigten sie dabei einen
gelben Farbenton, so bedürfen sie keiner weiteren
Behandlung und können, wenn sie sonst sorgfältig
an der Luft getrocknet sind, zerschnitten und in
der Pfeife geraucht werden. Dieses Ernteverfahren
wird meist angewandt, wenn es sich um Anbau
von Tabak für den eigenen Bedarf handelt.
Beim Tabakanbau im großen werden die Blätter
dagegen im noch lebenden, grünen Zustande ge-
erntet und in geeigneten Hängereäumen an der
Luft getrocknet. Die „dachreifen“ Tabake werden
dann in besonderen Magazinen zum Zwecke einer
Gärung, der sog. „Fermentation“, zusammen-
gesetzt und müssen einen Schwitzprozeß durch-
machen, während dessen sie sich stark erhitzen und
die den Zigaretten eigentümliche braune Farbe
annehmen. Diese Fermentation erfordert Übung
und Geschick und kann nur von geschulten Kräften
und mit größeren Mengen vorgenommen werden,
weil sonst nicht die nötigen „Hitzegrade“ erreicht
werden. Wenn Sie Ihren Tabak nach der
zweiten Methode gebaut und geerntet haben, so
ist Ihnen nur zu raten, den Tabak einem Tabak-
händler mit der Bitte zu überreichen, ihn in
größeren Häuten mitzufärmen. Allerdings
läßt sich der grün geerntete und getrocknete Tabak
auch ohne Fermentation rauchen, aber dann be-
wahrheitet sich meist der schöne Spruch:

„Es ist ein Kanaster Wohlgemut,
Nicht's auch nicht, so stinkt's doch gut“

Prof. Dr. B.

Fr. G. in E. Anonyme Anfragen bleiben
grundsätzlich unbeantwortet.

Neues für Feld und Garten, Haus, Hof und Küche.

Der Artikel über die Düngung der Wiesen von Zeit zu Zeit in allen landwirtschaftlichen Zeitschriften immer wiederholen, hat seinen Grund in der hohen Bedeutung des Futterbaues, ist doch eine gute Wiesenwirtschaft die Grundlage eines jeden landwirtschaftlichen Betriebes; denn von allen Landereien, welche dem Futterbau dienen, liefert eine zweckmäßig angelegte, gut gedüngte Wiese das billigste, sicherste und beste Futter. Es muß daher einleuchten, daß der strebsame Landwirt bei allen wirtschaftlichen Maßnahmen in erster Linie an die Verbesserung seiner Wiesen denkt und bestrebt ist, deren Fruchtbarkeit nicht nur zu erhalten, sondern auch zu steigern. Die erste Vorbedingung für die Wiesen Düngung ist die Regelung der Feuchtigkeitverhältnisse; denn ohne diese liefert auch die beste Düngung nur unsichere Erträge. Durch Schaffung einer

geeigneten Vorflut werden die schädlichen Wirkungen des stauenden Wassers aufgehoben und den besseren Wiesenpflanzen zugehörige Verhältnisse geschaffen. Ebenso unterstützt eine zur rechten Zeit vorgenommene Bewässerung eine bessere Ausnutzung der Düngung. In manchen Gegenden ist es nun Sitte, die Wiesen mit Jauche und Latrine zu düngen, was durchaus nicht zu verwerfen ist. Diese Düngung darf aber nicht mehrere Jahre hintereinander wiederholt werden; denn sonst erzeugen diese, zwar an Stickstoff und auch an Kali reichen, aber an Phosphorsäure sehr armen Dünger dann zwar große Massen, jedoch nur grobstengelige, weniger wertvolle Pflanzen. Namentlich finden sich bald die groben Doldengewächse ein, welche wenig Futterwert haben, und die nahrhaften Gräser verschwinden infolge Mangels an Phosphorsäure immer mehr.

Aus diesem Grunde ist bei der Verwertung Jauche und Latrinendünger unbedingt zeitige Zufuhr von Phosphorsäure erforderlich. Wenig lohnend ist auch die Verwendung Stalldünger auf den Wiesen. Die wichtigsten Nährstoffe für die Wiesenpflanzen Kali und die Phosphorsäure. Letztere am besten in Form von Thomasmehl ihm der Überfluß an freiem Kali aus dem Mehl ebenfalls dem Boden zugute kommt.

Gegen Biß tollwütiger Hunde.
bewährtes Mittel gegen den Biß wüsten empfiehlt ein alter Förster folgendes: Man wärmt Weinessig und laues Wasser, wäscht die Wunde rein ausgewaschen und dann gießt man einige Tropfen Chloroform-Säure auf die Wunde, da Mineralwasser Gift des Speichels zerstört.



Die letzte Mahnung

des zu den Fahnen eilenden Landmannes an die Seinen: **Sorgt für den Acker!**
Darum frisch an die Arbeit, laßt den Boden nicht Hunger leiden und gebt ihm die nötigen Nährstoffe: Phosphorsäure, Stickstoff und vor allem

Kalifalze

(Kainit oder 40% iges Kalidüngesalz)
damit die Ernte nach Wunsch ausfällt.
Nähere Auskünfte über Düngungsfragen erteilt kostenlos:

Kalifyndikat G. m. b. H., Agrilkultur-Abteilung
Berlin SW 11, Dessauer Straße 28/29

Feldpost-Briefschachteln zum Versenden von Liebesgaben an unsere Angehörigen im Felde.

Vorrätig in vier Größen:

1. für Briefe bis 50 Gramm (postfrei): A Schachtel 9,5 x 12 cm, besonders geeignet zum Versand für Zigarren; B Schachtel 9,5 x 18 cm, besonders bestimmt zum Versand für Schokolade. Preise: 30 Stück Größen halb und halb für 3 Mk. franko; 50 Stück Größen halb und halb für 4,50 Mk. franko, 100 Stück Größen halb und halb für 8 Mk. franko. Auf Wunsch auch nur eine Größe zu gleichem Preise.
- II. für Briefe bis 250 Gramm (10 Pf. Porto) je zwei Doppelschachteln: C (kleineres Format), Gewicht leer ca. 70 Gramm, 14,5 x 11,5 x 5 cm, D (größeres Format) 16 x 13 x 5 cm, Gewicht leer ca. 90 Gramm, Verklebung erfolgt mittels Bindfadens und feinstlicher Verklebung. Preis: 48 Stück Größen halb und halb, ineinanderliegend, 4,50 Mk. franko.

Je 18 Stück aller vier Sorten gemischt, also 72 Schachteln, werden für 6 Mk. franko geliefert.

Die Versendung der Feldpost-Briefschachteln ist des großen Volumens wegen nur in Postpaketen möglich.

Diese Briefschachteln, die wir auf Anregung vieler aus dem Felde und im Felde lebender Leute angefertigt haben, sind leicht im Gewicht und sehr dauerhaft. In der Schachtel A lassen sich beispielsweise vier Zigarren mittlerer Größe mit einem Brief zusammen für ein Gewicht von 50 Gramm, also postfrei, ins Feld senden. Die Größen C und D eignen sich zum Versand von Zigarren, Lebkuchen, sowie von 20 bis 25 Zigarren und sonstigen Gegenständen bis zu einem Gewicht von 160 bis 180 Gramm. Auf Verlangen werden auch größere Feldpostpakete aus jeder Größe für den Paketversand zu billigen Preisen schnellstens angefertigt. Probeweise kann geliefert werden ein Satz von sechs Stück ineinandergelegter Doppelschachteln für Feldpostpakete (größte Schachtel 18 x 28 x 38 cm), kleinste Schachtel 10 x 13 x 5 cm). Jeder Satz kostet als Postpaket verpackt gegen Einlieferung des Betrages oder unter Nachnahme 3 Mk. Alle in Postpaketen gepackten Feldpostpakete müssen nach Vorschrift in Zeitungspapier gewickelt und außerdem gegen Risse geschützt werden, dazu empfiehlt sich Diapaper. Sechs Bogen geeigneten, festhalten Diapapieres sollen 80 Pf. extra. Für einen Reinfundamentversand ins Feld sind diese großen Schachteln vorzüglich geeignet. Die Abnahme kleinerer Quantitäten unserer Feldpost-Brief- und -Paket-Schachteln lohnt nicht, da das Porto dann teurer wird als die Schachteln selbst. Es empfiehlt sich daher gemeinsamer Bezug, am besten ortsweise. Die Schachteln sind zu beziehen gegen Einlieferung oder Nachnahme des Betrages franko durch die

Verlagsbuchhandlung J. Neumann, Neudamm.

Für die Redaktion: Bodo Grundmann, für die Inserate: Joh. Neumann, Druck: J. Neumann, sämtlich in Neudamm. — Verlag von Georg Brandt

Echte extrastarke Hienfong-Ess
— (Destillat) 1 Dtz. Mk. 2,50, bei 30 Fl. Mk. 6,— franko
Chemische Werke E. Walther, Halle a. S., Mü

Zu Fabrikpreisen

50 m verz. 6 ed.
Westlich zu Südh.
nordöstlich, 1 m
breit, Mark 4,50.
50 m verz. 4 ed.
für Jänne, 1 m
breit, Mark 10,80,
ab Wert geg. Radn.
Ausführte Riste
D 299 gratis.
Rheinisches Drahtwerk, Ruhrort.

Beiss, Krätze, Brennen.

Pickel am Arm, Oberschenkel, Brust
u. dgl. Doppelt. 2.— best. empfohl.
bestens empfohlen.
versuche jeder. M. 1,50
Gegen Hämorrhoiden, Magen-,
pern. Stuhlbeschwerden, Blähungen
sind die zuverläss. Hausmittel
Rhabarberpillen od. Pastillen
Hämorrhoidaltee Doppelschl.
2 M. Auch gegen veraltete offene,
schmerz. oder brennende Leiden
sind Hämorrhoidal-Salbe
und Hämorrhoidal-Zapferl
4 M. 2.— sehr zu empfehlen. (14
Bitte nur aus d. Adler-Apotheke,
München D 57, Sendlingerstr. 13.

Ohrensausen

Ohrenstich, Schwerhörigkeit,
nicht angeborene Taubheit be-
seitigt in kurzer Zeit

Gehöröl

Marke St. Pangratis.
Preis 2.50 — Doppelschachtel 4.4—
Verband: Stadtpothke,
Waffenhofen a. Alm 31 (Oberb.).

Verlag von J. Neumann, Neudamm

Jedem Landwirt sei zur Anschaffung empfohlen
Taschenkalender:

J. Neumanns Taschen- und Notizkalender für den Landwirt auf das

Dauerhaft in braun Segelleinen gebunden, mit
Schwache Ausgabe A, mit viertelstündiger Anordnung
Preis 1 Mk. 20 Pf.

Bei Bezug von 10 Exemplaren und mehr pro
Stärkere Ausgabe B, mit halbstündiger Anordnung
Preis 1 Mk. 60 Pf.

Bei Bezug von 10 Exemplaren und mehr pro
Die Partierpreise von 1 Mk. bzw. 1 Mk. 40 Pf. betragen
wenn 10 Exemplare beider Ausgaben gemeinsam be-

Ferner sei empfohlen der soeben erschienene

Jagd-Albreichskalender

Herausgegeben von der Deutschen Jagd-
Großformat-Format 17,5 x 26 cm. Preis 2
Ein reich illustrierter Albreichskalender — 158
monatlichen Ratsschlägen für Jagdberock und
lichen Belehrungen und Anregungen für weidwirtsch.
und Pflege des Wildes.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und die
Verlagsbuchhandlung J. Neumann,

Allerlei Fahrzeuge auf den Kriegsschauplätzen.



Ein Lazarettsschiff auf der Donau.

festen Krankenhäuser und Lazarette den an sie herantretenden Anforderungen nicht genügen können. In rein sanitärer Beziehung haben diese Lazarettsschiffe noch einen Vorzug und zwar den, daß sie von Erschütterungen frei sind und infolgedessen namentlich mit Schwerverwundeten belegt werden können. Wenn die eigenen Einrichtungen nicht ausreichen, wo der Augenblick sie gerade erfordert, da müssen dann die Ventelager mit zur Benutzung herangezogen werden. In wie ausgiebiger Weise das zuweilen zu geschehen pflegt, das ist aus unserem unteren

Bilde ersichtlich. Es zeigt uns eine schier unendlich lange deutsche Bagagekolonne auf einer Landstraße in Rußland. Die Wagen aber, und zum großen Teil auch die Bepannungen, deren sich unsere wackeren Feldgrauen bedienen, sind belgischer und französischer Herkunft. Alle sind in früheren Kämpfen im Westen erbeutet worden und leisten jetzt gute Dienste im Kampf im Osten, allerdings in ganz anderem Sinne als man bei ihrer Inbetriebnahme dachte.



Erbeutete belgische und französische Bagagewagen auf dem Marsch nach Rußland.

aber die Spur war wie weggewischt, nichts konnte man mehr entdecken. Spähend suchten die Augen die ganze Umgegend ab, aber kein lebendes Wesen war zu erblicken; Busch an Busch, Fels an Fels lag die Steppe da, tot, regungslos unter dem glühenden Brande der Sonne.

Da die Pferde gestern mittag zum letztenmale ausgiebig getränkt worden waren und nicht mehr weiter wollten, denn die Zunge hing den Tieren aus dem Maule und der Kopf war tief gesenkt, entschloß sich Unteroffizier Hagen schweren Herzens, umzukehren.

Es war bereits finstere Nacht, als man in weiter, weiter Ferne mehrere Feuer leuchten sah. Dorthin wurde die Richtung genommen. Es waren die Lagerfeuer der Probiantskolonne, die man nach etwa einer Stunde erreichte.

Als Wachtmeister Streibel vernahm, daß man den Vermissten nicht gefunden hatte, lag auf seinem mageren, braunen Antlitz ein Ausdruck kühner Entschlossenheit und eiserner Willen. Er gab sofort den Befehl die Ochsen einzuspannen und die Nacht hindurch zu trecken. Sein Plan war: die Station im Kuichabrevier bei Tagesanbruch zu erreichen und nach der Ankunft daselbst sofort mit frischen Pferden aufzubrechen, um die Suche nach dem Gefreiten persönlich aufzunehmen.

Um 8 Uhr früh verließen 8 Reiter und 2 Eingeborene die Station und trabten in die sonnendurchglühnte Landschaft hinaus. In schärfster Gangart ging es vorwärts; Trab und Galopp wechselten ab. Endlich hatte man die Spur des Verirrten aufgefunden. Dann hatte man das Gestein erreicht, wo sich die Spur infolge des harten Gerölls verlor. Doch wie der Chemiker die größten Wunder mit der Lupe entdeckt, so sicher erkannten die Eingeborenen die für die Augen des weißen Mannes überhaupt nicht sichtbaren Veränderungen, die der Schritt dieses einsamen Verirrten in dem leblosen Gestein bewirkt hatte. Es war ein Meisterwerk, daß die Eingeborenen leisteten. Unermüdlich suchten sie weiter. Mehrere Stunden lang ging es vorwärts, mühselig und langsam. Endlich hörten die Steine auf, und der Sandboden trat an ihre Stelle. Gott sei Dank, dachte jeder im stillen, denn die Aussicht auf festem Boden der Spur eines Verirrten so schnell folgen zu können, um ihn lebend wiederzufinden, erschien jedem zweifelhaft.

Wachtmeister Streibel nahm sein Gewehr aus dem Schuh, lud einen Patronenrahmen hinein und gab alle fünf Schüsse hintereinander ab. Weit hin hallten sie über die Ebene. Aber kein Echo kehrte zurück, es verlor sich in der unendlichen Steppe. Alles horchte gespannt, doch nichts regte sich, es blieb still — totenstill. Dann wurde wieder weitergeritten. Bald darauf mußten mehrere Reiter wegen Erschöpfung und Wassermangel erfolglos umkehren. Nur der Wachtmeister Streibel, die Gefreiten Rief und Kolbe und die Eingeborenen entschlossen sich, unter eigener Lebensgefahr, die Spur bis zum äußersten zu verfolgen.

Wie der Schweißhund auf der Fährte, so strebten die Männer mühselig und lang-

sam vorwärts, immer darauf bedacht, die Spur nicht aus dem Auge zu verlieren. Die Zunge klebte am Gaumen, aber mit dem geringen Wasservorrat mußte äußerst sparsam umgegangen werden, wenn für den Verirrten noch genügend übrig bleiben sollte. Von Zeit zu Zeit stiegen die Reiter ab und führten die Pferde am Zügel hinterher, denn auch die Tiere wurden müde, der Durst schien sie zu plagen.

Die Sonne glühte unbarmherzig hernieder. Die Luft flimmerte vor Glut; ein Flammen und Wogen ging durch ihre niederen Schichten, hervorgerufen durch die Wiederstrahlung der Hitze von dem glühenden Sandboden der Steppe, aber unermüdlich ging es weiter, rücksichtslos weiter. Auf einmal wurden die Spuren frischer, größer und daher deutlicher als zuvor, und plötzlich fand man Thiemes Gewehr, das Seitengewehr und den Patronengurt am Boden liegen; er hatte die Waffen weggeworfen, um sich zu erleichtern. Sie wurden aufgehoben und auf das Sandpferd verstaut. Dann schoß Wachtmeister Streibel wieder fünfmal in die Luft als rettendes Signal. Etwas später fand man die Kleidungsstücke und Stiefel des Verirrten und in der nächsten Sekunde das Hemd. Eiskalt lief es den Männern den Rücken hinunter. Der Unglückliche hatte sich, wie es Verdurstende zu tun pflegen, aller Sachen entledigt, wahrscheinlich um die Qualen des Durstes und der Hitze zu mildern. Bald darauf bemerkte man auch, daß der Urin des Verirrten nur noch aus ein paar Tropfen Blut bestand, daß er Zweige von dürren Büschen zerkaut, aber bald wieder von sich gegeben hatte. Diese Anzeichen deuteten den Männern genug, sie sagten ihnen nur allzu deutlich, daß der Verirrte seinem Ende nicht mehr fern war und nur noch schleunigste Hilfe Rettung bringen konnte.

Mit Gewalt rissen sich die Reiter zusammen, um ihre Bewegung zu meistern.

Vielleicht liegt er irgendwo in unserer Nähe unter einen Busch und schläft“, meinte Wachtmeister Streibel. Und während er mit Rief und den Eingeborenen die Umgegend absuchte, hielt der Gefreite Kolbe die Pferde, die an ihren Zügeln rissen und den Boden scharrten; aber es konnte ihnen nicht geholfen werden, denn der Mensch ging vor.

Trotz allen Suchens und Rufens war von dem Verirrten nichts zu entdecken. Die Spur wurde von neuem aufgenommen und mit größter Aufmerksamkeit ging es schweißtriefend, mit trodener Kehle wieder vorwärts.

Die Sonne begann zu sinken. Blutrot strahlte das Licht. In allen Farben glänzten und blinkten die Köpfe der Spizen und Ruppen. Zunächst erschienen sie wie in flüssiges Gold und Blut getaucht, dann wurde der Schimmer blasser und blasser. Noch einmal leuchtete und blinkte es auf und der feurige Sonnenball war verschwunden.

Dann setzte die Dunkelheit dem Drängen ein Ziel. Noch eine Weile folgte man der Spur mit Feuerbränden, die man dicht am Boden hielt, dann mußte man abjatteln, denn man mußte nicht, welche Anstrengungen den Pferden morgen noch

bevorstanden. Die dürstenden Tieren mit den Zügeln an Büschen fesseln, daß sie nicht entlaufen konnten, Wassersäcke hing man hoch, als barbarische Gut, von ihnen hing Leben und Tod ab. Dann sammelten die Eingeborenen Holz, soviel sie konnten, und setzten ein mächtiges Feuer, das hellen Schein weithin in die Steppe

Es war für die Soldaten eine volle Nacht, die hereinbrach. Das Feuer, dem unglücklichen Kameraden vielleicht nur wenige Kilometer sein mochte, nicht helfen zu können, dachte, daß der Verirrte möglicherweise den leuchtenden Feuerschein sah, Kraft zu besitzen, sich heranzukriechen, daß seine angstvollen Schreie leicht in der Wildnis verhallten, ließ das Blut in den Adern erstarren. Zählten die Minuten, die Stunden, heißer Wunsch es zu tun vermochte, so hätte der Sternenhimmel über einsamen Menschen schneller müssen, um dem rettenden Tageslicht zu überlassen. Aber in majestätischer Ruhe wandelten die blinkenden Lichter ihren unendlichen Weg, und feierlich.

Immer von neuem fachte man niederbrennende Feuer an; mahloderten die glühenden Funken in der Nachtlust empor. Von Zeit zu Zeit man nach den Pferden, prüfte, Zügel dem ungestümen Reizen der Tiere noch standhielten und hielt angehaltenem Atem in die Nacht. In kurzen Zwischenträumen feuerte bel einige Schüsse ab, mit schrillen ließ er seine Signalfleise erschallen, keine Antwort kam zurück, nur die merkwürdigen Heulen einer Hyäne und langgezogene Gelächter eines Menschen war zu hören, das im nächsten Augenblicke von mehreren Seiten in verschiedenen Variationen beantwortet wurde, setzte man sich wieder an das Feuer und stierte in die Glut.

Endlich, endlich graute der Morgen. Nachdem jeder der Reiter einen Becher Wasser und ein Stück Brot dazu genossen hatte, ging es weiter auf das Satteln. Mit ganz besonderer Aufmerksamkeit wurden die Wasserschlänche befestigt, denen die Pferde ihre Köpfe wüßten warfen und sie zu fassen versuchten, sie witterten den kühlenden Wasserhaften, daß es auch bei ihnen Leben ginge.

Beim ersten blaffen Schimmer des Tages, als zarte rosige Streifen am Horizont erleuchteten, ging es wieder der Spur aufmerksam folgend. Es wurde dieselbe wieder größer und größer. Unbarmherzig hieß man auf die Pferde ein, um das letzte aus der Steppe auszuholen.

Gegen Mittag, als alles wieder glühendem Aether verschwanden, blendender Dunst die Augen verbrannte und die Kehlen dörrte, kamen sie auf einer Anhöhe an, von wo man einen ziemlich weiten Umkreis überblickte. Während Streibel die Gegend über das Glas absuchte, fanden die Eingeborenen einen Lagerplatz des Thiemes, an

Tier mit den Fingern die Worte: „Nimm dieses letzte Stündchen“ in den Sand gemalt hatte. Nicht weit davon war der Boden zerwühlt und zertrümmert, als ob ein großes Tier dort gewälzt hätte. Wieder lasen die Reiter im offenen Land der Natur, mit unerbittlicher Grausamkeit. Der Verdurstende hatte sich auf den Boden geworfen und um sich geschlagen, verzweifelt, in Todesangst.

Da deutlich erkennbar war, daß die Reiter vom selben Tage stammten, saßen schon fast am Ende ihrer Kräfte angespannten Sucher frischen Mut, und Streibels seinen Begleitern zu: „Kamera! Es soll Thiemes letzte Stunde noch gewesen sein! Vorwärts! Aufpassen! Es gilt ein Menschenleben zu retten!“ Hoffnungsfreudig ritten sie weiter. Die letzten Kräfte wurden angespannt, Pferde, deren heraushängende Zungen blutunterlaufen und deren Nüstern zur Unkenntlichkeit angeschwollen waren, denn sie gingen den zweiten Tag Wasser, mußten das Letzte hergeben. Es war kurz vor Sonnenuntergang, die Reiter wieder auf dem Kamm kleinen Hügelkette Umschau hielten. — „Was war das? Lag da nicht Meter vorn im Schatten eines verelten Dornbusches eine menschliche Leiche?“

Thieme!“ brüllte Streibel aus Leidenschaft, gab seinem Gaul die Sporen und stieg auf ihn zu. „Hurra!“ schrien die Reiter und folgten ihm. Im nächsten Augenblick sahen sie, wie der Verirrte seinen Arm hochhob. Dann sprang der Reiter aus dem Sattel und eilte auf den Unglücklichen zu. Dieser lag völlig bewusstlos und kraftlos auf der heißen Erde in Toter und befand sich in einem dem Tode nahestehenden, nicht zu beschreibenden Zustand. Die Augen waren weit offen, glasig und fast gebrochen, der Mund zum Steilett abgemagert, die Lippen aufgesprungen und jeder Atemzug ihm Schmerzen zu bereiten. Die Reiter bildeten eine einzige Wunde; sie waren von spitzen Steinen und Dornen durchbohrt und bluteten stark. In seinen entsetzten Durstqualen hatte er versucht, die Pulsadern mit einem Stein aufzusuchen, und die Brust wies tiefe, blutige Risse auf. Er war so schwach, daß ihm der Zweifel die Nacht kaum überlebte. Vier Tage lang war der Arme seinen Tropfen Wasser und ohne jegliche Nahrung in dem glühend heißen, wüsten Steppengebiet umhergeirrt. Eine tiefe Erregung bemächtigte sich aber dennoch erfüllte große Freude über den Reiter, daß sie den schon verlorenen Kameraden wiedergefunden hatten. „Somit den wilden Tieren als Beute entzogen.“

Thieme! Thieme!“ rief der Führer. „Hilf! Ich habe Wasser!“ Doch der Reiter sah ihn mit stieren Augen an. „Verständnis“ blühte aus ihnen, aber er lag apathisch da. Dann sprach man ihm vorsichtig Wasser in den Mund. „Trinken Sie Thieme,“ sagte der Führer, „es ist Wasser.“ Aber der Reiter schien nichts zu verstehen, denn er

hielt die Lippen fest geschlossen und die Flüssigkeit lief ihm an der Wange herunter. Ein Fieberschauer schüttelte den entkräfteten Körper — das Bewußtsein war geschwunden.

Da — endlich bewegte er wieder den Mund und öffnete ihn halb. Vorsichtig goß man ihm einige Tropfen hinein. Aber nur mühsam gelang es, die Lebensgeister des armen unglücklichen Soldaten zu wecken. Nur ganz langsam kam er zu sich und endlich schlug er die Augen auf und fing an, mühsam zu schlucken.

„Trinken Sie, Thieme, trinken Sie,“ sagte Streibel wieder und vergrößerte seine Darreichungen. Da verlor das Auge des Verschmachtenden den leblosen Ausdruck. „Wasser, Wasser!“ so hauchte er kaum hörbar und immer wieder schlürfte er die Flüssigkeit.

Die Fieberphantasien waren gewichen, Thieme war wieder bei vollem Bewußtsein. Aber er wußte nur wenig, fast gar nichts von den qualvollen Stunden; er hatte nur eine Erinnerung, als wenn er durch eine gewaltige Feuerlohe gegangen wäre. Jedem der Kameraden drückte er leise die Hand. Er wollte sprechen, aber es ging noch nicht, die angeschwollene Kehle versagte den Dienst. Behutsam zog man ihm die Sachen an und legte ihn wieder vorsichtig nieder. Hierauf gab ihm Wachtmeister Streibel etwas Lilienmilch, dann legte sich der Kranke auf die Seite und war sofort fest eingeschlummert. Aber schon nach einer Stunde erwachte er wieder, vom Durst gepeinigt und bat um Wasser. Sofort wurde ihm solches beherzigt gereicht, das er in gierigen Zügen trank. Dann dankte er jedem für seine Errettung und sagte, daß er sich schon etwas wohler fühle. Inzwischen hatte ihm der Gefreite Rief eine schwache Erbswürst mit Eierzwieback gekocht, die ihm löffelweise, wie einem kleinen Kinde, in den Mund geführt werden mußte.

Als nun der wichtigste Teil der schweren Aufgabe für die Reiter erfüllt war, konnten sie weder sich noch Thieme längere Rast gönnen. Die kühle Nachtzeit mußte zur Rückkehr benutzt werden, wenn die nächste Wasserstelle im Reichabrevier, so schnell wie möglich erreicht werden sollte, denn der Wasservorrat war ziemlich zur Neige gegangen. Nur ein paar Schlud waren noch vorhanden und die mußten fürsorglich für Thieme aufbewahrt werden. Vorsichtig wurde der Kranke auf ein Handpferd gesetzt und dann ging es langsam vorwärts. Nur die beiden Eingeborenen trabten mit den leeren Wasserschälen auf den noch kräftigen Pferden voraus, um auf dem nächsten Wege von der Station Hilfe herbeizuholen.

Schon glaubten die drei Soldaten, daß sie sich mit dem Erretteten in der Finsternis von neuem verirrt und doch noch elendiglich in der Steppe verdursten mußten, da schallten ihnen plötzlich die Stimmen der Eingeborenen aus der Dunkelheit entgegen und wenige Minuten später standen sie vor ihnen mit wohlgefüllten Wasserschälen an den Sätteln. Sie erzählten, daß sie eine gute Wasserstelle gefunden, nicht allzumeist entfernt. Sie und die Pferde hätten sich satt getrunken.

Nachdem dann jeder seinen Durst gestillt hatte, ging es frischen Mutes wieder weiter. Die ersten Strahlen der Sonne durchleuchteten gerade die weite Steppe mit dem überquellenden Lichte, als das Brüllen mehrerer Frösche und das Zirpen einiger Grillen hörbar wurde und bald darauf langte man vor der mit Schilf und Ried eingefassten Wasserstelle an.

Während die Eingeborenen die Pferde tränkten, legten sich die Männer sofort zur Ruhe nieder und schliefen ein, in dem Bewußtsein, ein Menschenleben dem sicheren Tode entzogen zu haben.

Als sie spät am Nachmittag die Station erreichten, wurden sie mit großem Jubel empfangen. „Hurra! Hurra!“ tönte es ihnen im Chor entgegen, „ein Hoch den wackeren Rettern!“



Das deutsche, heilige Blut.

Im Strudel der sich verflachenden Welt
Vergahen wir was uns zusammenhält:
Das deutsche, heilige Blut.
Verblüht war die große erhebende Zeit;
Träg' wallte in kleinlichem Bruderkreit
Das deutsche, heilige Blut.

Die Feinde lachten, die längst uns umkreist,
Verspotteten frevelnd den deutschen Geist,
Das deutsche, heilige Blut.
Als Antwort ein Ruf aus des Kaisers Mund.
Da plögl'ich braust wieder in großer Stund'
Das deutsche, heilige Blut.

Bergeffen der Haber, die kleinliche Not,
Gott, Kaiser und Reich nun das höchste Gebot
Für's deutsche, heilige Blut.
Und in Strömen färbt es das welsche Land,
Die russische Erde, den skandinavischen Strand,
Das deutsche, heilige Blut.

O trocken die Tränen, den Schmerz verbannt!
Es opfert sich freudig für's Vaterland
Das deutsche, heilige Blut.
Es strömt für den Sieg, für Freiheit und Recht,
Für ein künftiges großes, edles Geschlecht,
Das deutsche, heilige Blut. — Karl Rabe.

Herz und Verstand.

Was aus des Herzens reinsten besten Trieben
Herausgeboren ward zu rascher Tat,
Ob auch bedächtiger Verstand dagegen
Gab warnend seiner Stimme weisen Rat,
Du brauchst, was dir auch Uebles draus erwachse,
In bitterm Tränen es nicht zu bereu'n:
Was du getan mit reinem, guten Willen,
Es kann wohl unklug, niemals unrecht sein.
W. Ziegler.

Sinnspruch.

Kleine Vorzüge schätzt die Menge, mittlere bewundert sie, große dagegen begreift sie nicht.



Die Wed-Strippe: Sinnreiche Vorrichtung für Büro-Schläfer.

Ernst und Scherz

Kaiser Wilhelm und die Japaner. Das Verstehe der Haltung Japans wird uns erst klar, wenn wir in einer älteren Nummer des in Tokio erscheinenden Blattes „Jigi“ jetzt das folgende Erlebnis dreier junger Japaner lesen. Die Japaner Jura, Kunimatsu und Matsumura, die in Berlin studierten, hatten einen Ausflug nach Potsdam unternommen. Beim Spazieren durch den Park von Sanssouci rief hinter ihnen plötzlich jemand: „O hayo“ (Guten Morgen!). Sie drehten sich überrascht um und sahen nur einen höheren Offizier mit zwei Adjutanten gehen. Schnell erfuhr sie, daß es der deutsche Kaiser gewesen sei. Bald trafen sie ihn wieder und wurden diesmal von ihm angesprochen, indem er sie fragte, ob es in Japan auch so prächtige Rhododendren und Azaleen gebe wie hier in seinem Park. Jura konnte zufällig gerade über Azaleen genau Rede stehen. Kaiser Wilhelm zeigte ihnen dann noch chinesische Azaleen und fragte schließlich Jura: „Was studieren Sie hier? Sie sprechen ja sehr gut deutsch.“ Jura: „Staatswissenschaften.“ Darauf meinte der Kaiser lächelnd: „Sie wollen also wohl Minister werden?“ und verabschiedete sich sehr freundlich von den drei Japanern. So wie von unserem Kaiser sind die Japaner überall in Deutschland behandelt worden und wie hat die schätz- äugige Gesellschaft es uns gelohnt.

Begnadigung. In den früheren Jahrhunderten durfte niemand ein Wild töten, wollte er nicht dafür die grausamsten Strafen erleiden und dies Verbot erstreckte sich sogar auf die Bären, welche damals in Deutschland noch sehr zahlreich waren. — Einst fiel im Forst eine Bäarin, die bereits viel Unheil gestiftet, den böhmischen Kammerherrn Schmiedel aus Schmiedeberg, mit ihren beiden Jungen grimmig an. Er

schoß die Bärenmutter glücklich nieder, und herbeigekommene Leute halfen ihm die beiden Jungen lebendig einfangen. Obgleich Schmiedel bewies, daß er nur aus Notwehr die Bäarin erschossen habe, wurde er doch verhaftet und nach Prag geschickt, um dort vor Gericht gestellt zu werden. Der Kaiser Matthias hielt damals gerade mit seiner Gemahlin, Anna von Oesterreich, Hoflager zu Prag. Er ließ die jungen

in die Höhe zu kommen!“ — „Trösten Sie sich, die Flugapparate immer billiger!“

Der Barbierlehrling. Vater: du denn in der Lehre auch Fort- — Sohn: „O ja! Jetzt darf ich Rahtöpfen frisieren!“

Vexierbild.



Wo ist der Spender?

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Bären in den Vorsaal des Schlosses bringen und veranlaßte seine Gemahlin, den einen mit ihrer Gerte ein wenig aufzumuntern. Dieser aber stellte sich zur Wehr, fuhr der Kaiserin in das Kleid und erschreckte sie so gewaltig, daß der Kaiser äußerte: „Es muß doch eine grausige Angst verursachen, wenn man in einem dichten Walde, von solchem Ungetüm überfallen wird.“ Hierauf begnadigte er Schmiedel.

Abgewunken. Bittsteller: „Sie glauben gar nicht, wie schwer es heutzutage ist,

Rätsel-Ecke

Zweifilbige Scharade.

Wer bei dem ersten faget,
Der mag veranlagt wohl sein.
Das harte andre stüget
So manches müde Bein.
Vereinige zum Ganzen
Du nun das Silbenpaar,
Das zählt zum Reich der Pfl.
Und beut das erste dar.

Logograph.

Du nimmst G oft in die Hände
Mit B nahm's einst ein traurig
Mit F bringt es der Sage Mund
Mit R liegt's auf dem Meeresgrund

Vierfilbige Scharade.

Der Himmel schickt das Erst' her
In andrer Form zieht's zu ihm
Es prangt zur Sommerzeit dort
An seinem duft'gen Blütenkleid.
Im ersten findest du das Ganze
Als eine dir bekannte Pflanze.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:
der zweifilbigen Scharade: Moos;
dreifilbigen Scharade: Kreuzblume;
der Turmspitze; der vierfilbigen
Abendsonne; des Bilderrätsels:
versicherung.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl.

Verantwortlicher Redakteur A. Spring
Druck: Spring & Jahrenhof & m. S. A.